Zeitschrift: Neujahrsblatt / Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 122 (1944)

Artikel: Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs : 26. August 1444

Autor: Hartmann, Alfred / Bruckner, Albert / Suter, Paul

Kapitel: I.: Die Stadt Basel zur Zeit der Schlacht

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006919

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

I.

Die Stadt Basel zur Zeit der Schlacht

von

Alfred Hartmann

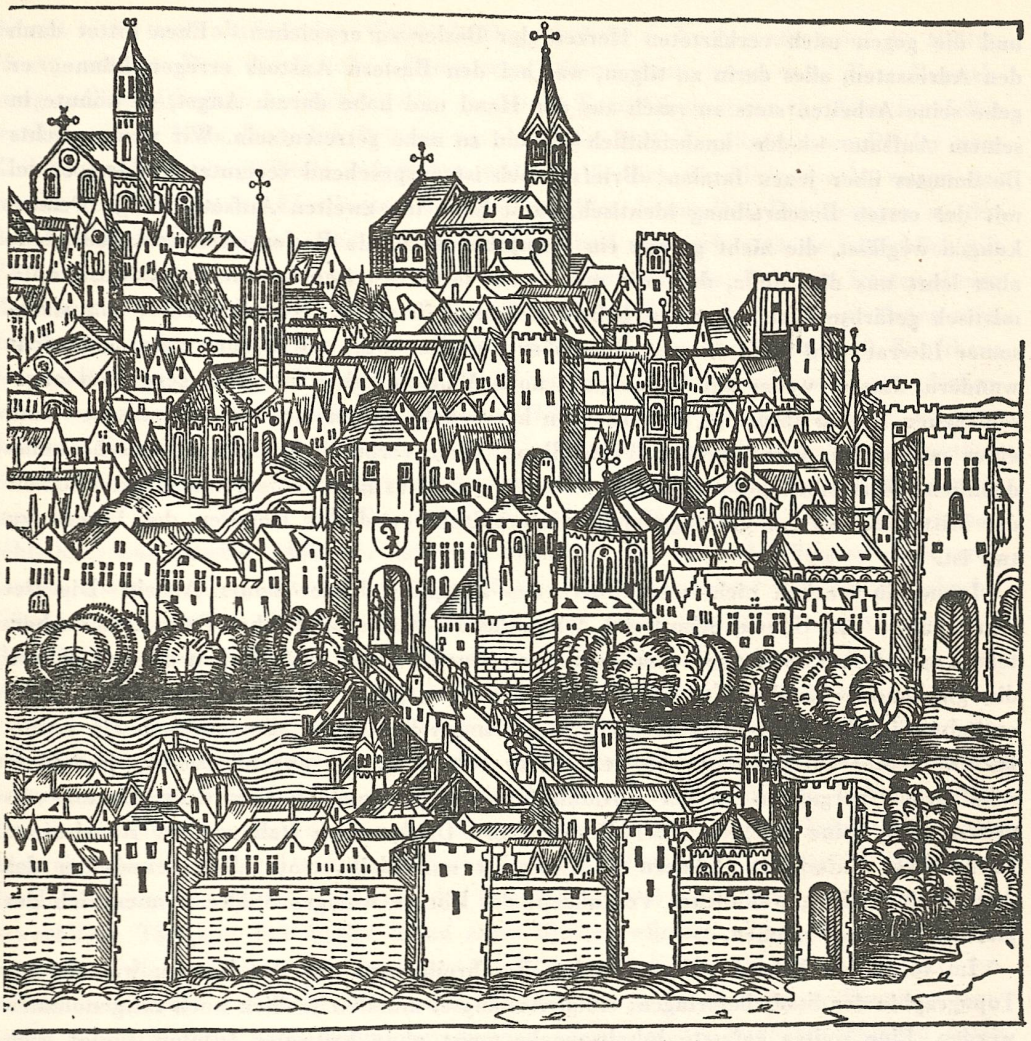
Kein Zeitgenosse des Armagnakenkriegs hat uns im Bilde überliefert, wie damals Basel aussah. Die Kunsthistoriker versichern uns zwar, dass teils auf Gemälden des grossen Meisters Konrad Witz, der um jene Zeit in Basel malte, teils auf solchen aus seiner Werkstatt das Innere des Münsters, der Münsterplatz und andere Basler Lokalitäten deutlich erkennbar seien; doch handelt es sich dabei um kleine Ausschnitte, und auf die Frage, wieweit sich der Künstler an die Realität hielt, gibt es keine sichere Antwort. Illustrationen aber, die den Anspruch erheben, wirklich die Stadt Basel oder bestimmte Bauwerke in ihr darzustellen, datieren erst vom Ende des Jahrhunderts und sind zudem in ihrer stark vereinfachenden Technik noch weit entfernt von der Schärfe und Treue der bekannten Pläne Matthäus Merians des Aelteren, aus denen uns das Stadtbild des 17. Jahrhunderts so entzückend anschaulich entgegentritt.

Aber wo die Bilder nicht ausreichen, hilft uns die literarische Ueberlieferung. Basel hat nämlich das Glück gehabt, in einem der zahlreichen Gäste, die das im Jahre 1431 eröffnete Konzil in seine Mauern führte, einen intelligenten Beobachter und mitteilungsfreudigen Schilderer seiner Eigenart zu finden. Es ist dies kein Geringerer als der nachmalige Papst Pius II., mit seinem bürgerlichen Namen Enea Silvio (latinisiert Aeneas Sylvius) de' Piccolomini von Corsignano bei Siena. Auf Grund zweier in lateinischer Sprache verfassten Beschreibungen, die er der Konzilsstadt und mehr noch ihren Bewohnern hat zuteil werden lassen, vermag man recht wohl einen Ueberblick über das damalige Basel zu gewinnen; dass er sie schon einige Jahre vor der Armagnakenzeit schrieb, ist ohne Bedeutung, während es freilich um der Wahrheit willen nötig sein wird, zur Kontrolle heranzuziehen, was die historische Forschung aus andern Quellen an Erkenntnissen gewonnen hat.

Wie kam dieser Italiener dazu, unsere Stadt zu schildern? Im Jahre 1405 als ältestes der achtzehn Kinder verarmter und verbauerter Edelleute geboren, war er nach einem nicht sorgenlosen, aber doch abwechslungsreichen, wenn nicht gar lockeren Studenten- und Literatenleben von einem in Siena durchreisenden italienischen Bischof als Sekretär eingestellt und nach Basel mitgenommen worden, wo sein Dienstherr eine persönliche Angelegenheit beim Konzil zu betreiben wünschte; die Gesellschaft war hier im Frühjahr 1432 eingetroffen. Bald jedoch ging dem Bischof das Geld aus, und sein Sekretär musste sich nach einer neuen Stelle umsehen; bis er endlich in der Konzilskanzlei festen Fuss fassen konnte, diente Enea verschiedenen anderen geistlichen Herren als Schreiber, Reisebegleiter und Geschäftsträger. Es entspricht also nicht den Tatsachen, wenn man ihn selbst zur Zeit seines Basler Aufenthalts, der übrigens oft durch Reisen unterbrochen wurde, als gelehrten Prälaten bezeichnet. Seine Gelehrsamkeit ist immer stark schöngeistiger Art gewesen und beschränkte sich damals auf eine gewisse, für einen Italiener durchaus nicht aussergewöhnliche Kenntnis der römischen Klassiker, und eine Pfründe besass er so wenig wie die Priesterweihe oder einen akademischen Grad; weder zur Theologie noch zur Jurisprudenz hatte er die geringste Lust. Seine angeborene Klugheit, seine Geschmeidigkeit, sein Geschick im Verhandeln wiesen ihn auf die diplomatische Laufbahn. Freilich gedachte er nicht, sich ewig ausnützen zu lassen und in einer untergeordneten Stellung zu vertrocknen; emporzukommen aber vermochte ein mittelloser Mensch ohne Familienbeziehungen wie

er nur dann, wenn es ihm gelang, die Aufmerksamkeit massgebender Leute auf sich zu lenken. Diesem Zweck machte Enea nicht zuletzt seine schriftstellerische und rednerische Begabung dienstbar, und die Einkleidung, die er seinen Aufsätzen über Basel gab, zeigt deutlich, dass auch sie ein Mittel im Kampf um eine aussichtsreiche Position darstellen.

Zweimal, zuerst um das Jahr 1434, dann wieder im Herbst 1438, fasste er seine Beobachtungen und Urteile über Basel und seine Einwohner in einem Aufsatz zusammen; beide Male stilisierte er ihn nach berühmten Mustern als Brief und richtete diesen an einen hochgestellten Besucher des Konzils: den ersten an dessen Präsidenten, den Kardinal Giuliano de' Cesarini, den zweiten an die Erzbischöfe Philippe de Coetquis von Tours und Francesco Piccolpassi von Mailand. Sein Unternehmen rechtfertigt er vor Cesarini mit der Erklärung, er gedenke eine Geschichte des Konzils zu schreiben



und wolle darum zunächst seinen Schauplatz schildern, zugleich aber auch sich in der Kunst der Darstellung üben. Besonders interessant ist die Motivierung in dem Brief, der den zweiten Aufsatz einleitet. Darin dankt er zuerst dem Mailänder für seine erfolgreiche Fürsprache bei den Baslern, die ihn, den Bedauernswerten, kaum mehr in die Stadt hätten einlassen wollen. «Ihre Entrüstung über mich war freilich unbegründet, und die Hetze ging mehr von meinen Konkurrenten als von den Bürgern aus ... Wie du weisst, scheint ein gewisser Brief an diesem Hassausbruch schuld gewesen zu sein. Darum überlegte ich mir nun, ob ich durch einen Brief zurückgewinnen könnte, was ich durch einen Brief verscherzt hatte ... Also habe ich diese Stadt beschrieben und, so weit mir das mein bisschen Geist erlaubte, gelobt, ohne doch zu lügen. Ich widme diese Beschreibung dem Erzbischof Philipp, um zwei Aufgaben miteinander zu lösen: einem Wohltäter meinen Dank zu bekunden

und die gegen mich verhärteten Herzen der Basler zu erweichen.» Enea bittet dann den Adressaten, alles darin zu tilgen, was bei den Baslern Anstoss erregen könne; er gebe seine Arbeiten stets zu rasch aus der Hand und habe darum Angst, er könnte in seinem Aufsatz wieder unabsichtlich jemand zu nahe getreten sein. Wir wissen nichts Bestimmtes über jenen fatalen «Brief»; doch ist ansprechend vermutet worden, er sei mit der ersten Beschreibung identisch, weil Enea im zweiten Aufsatz einige Bemerkungen weglässt, die nicht gerade ein Kompliment an die Basler enthalten. Jedenfalls aber lehrt uns die Stelle, dass wir mindestens in der zweiten Schilderung bewusst optimistisch gefärbte Urteile vor uns haben; nehmen wir dazu, dass der Autor ein strebsamer Literat und kein wissenschaftlicher Forscher war, so werden wir uns nicht wundern, dass er weder auf Genauigkeit noch Vollständigkeit ausgeht, gern vom angeschlagenen Thema abspringt, Nebensachen hervorhebt, wenn sie nur interessant sind, einer originellen, verblüffenden Feststellung, einer verbindlichen Phrase zuliebe unbedenklich übertreibt und verallgemeinert, kurz, dass es ihm weniger um die Richtigkeit der Mitteilung als um die angenehme Unterhaltung und das Gefallen des Lesers zu tun ist.

Immerhin stecken nicht nur Motive des Ehrgeizes hinter seiner Arbeit. Die Beschreibungen von Genua, Schottland, Wien, Passau, die er in gleicher Form teils vorher, teils nachher verfasste, ohne vom Adressaten einen Vorteil erwarten zu dürfen, ebenso die glänzenden Landschaftsschilderungen, die er später als Papst von seinen Aufenthalten in der Umgebung Roms heimzubringen liebte, sie alle beweisen ein naturhaftes, echtes Interesse an Stoffen dieser Art und ein ungekünsteltes, ja leidenschaftliches Vergnügen an der Formulierung der gewonnenen Eindrücke. Darum verdienen auch seine Aufsätze über Basel unsern Dank: einen Italiener der Renaissance über unsere Vaterstadt plaudern zu hören, ist und bleibt trotz allen Schwächen des Autors ein nicht gewöhnliches Vergnügen; die Bürger weniger Städte können sich des gleichen Vorzugs rühmen.

Im folgenden heben wir aus beiden Beschreibungen nur das heraus, was sie zur Topographie der Stadt beibringen; einige Anhängsel mussten freilich noch mitgenommen werden. Eine weiter gefasste Inhaltsangabe meist ohne kritische Zutaten findet sich aus der Feder Albert Burckhardts im Basler Jahrbuch von 1908.

Der Rhein, der dem Stadtbild Basels sein Gepräge gibt, hat auch die Aufmerksamkeit Eneas stark erregt. Unter ausgiebiger Benützung eines berühmten zeitgenössischen Gewährsmannes schildert er den Oberlauf mit dem Rheinfall — gesehen hat er ihn schwerlich —; aus eigener Anschauung entwirft er im zweiten Aufsatz ein Bild der Landschaft am Unterlauf bis Köln, das an poetischer Verklärung kaum zu überbieten ist. Vom Rhein in Basel weiss er folgendes zu berichten: «Seine Breite innerhalb der Stadt beträgt zweihundertfünfzig Schritt an der Stelle, wo durch eine hölzerne Brücke die kleine Stadt mit der grossen verbunden wird. Er pflegt bisweilen zur Zeit der stärksten Sommerhitze die Stadt zu überschwemmen und die Brücke selbst zu zerstören, sodass die Verbindung der beiden Städte unterbrochen ist; der Schnee auf den Alpen löst sich nämlich infolge der Wärme in Wasser auf.» Eneas Angabe über die Breite des Flusses — sie beträgt etwa 183 m — stimmt ausgezeichnet, wenn man den

Schritt nicht nach altrömischer Weise als Doppelschritt rechnet, sondern auf die Hälfte, 75 cm, ansetzt. Dass die Brücke hölzern war, stimmt dann, wenn man diese Bezeichnung auf den Oberbau beschränkt oder annimmt, Enea kürze etwas ab; denn zweifellos wurden gleich beim Bau der Brücke um das Jahr 1225 die fünf ersten Pfeiler vom Kleinbasler Ufer aus in Stein aufgeführt, während freilich die übrigen acht wegen der zunehmenden Tiefe des Flussbettes aus Eichenpfählen bestanden. Zerstörungen an der Brücke durch Hochwasser sind manche bezeugt, und zwar erfolgten sie tatsächlich mit Vorliebe im Sommer, aus dem von Enea angegebenen Grunde. Bei dem letzten dieser Hochwasser vor der Konzilszeit, im Juli 1424, soll der Rhein dermassen gestiegen sein, dass man an der Schifflände in Grossbasel in dem (längst abgebrochenen) Zunfthaus der Schiffleute aus den Fenstern ins Schiff steigen konnte; auch wird von Ueberschwemmungen des Fischmarkts berichtet. Erlebt hat Enea dergleichen nie; wenn er dennoch Bescheid weiss, so muss er jemand in Basel darum befragt haben, vermutlich einen Geistlichen, da er kein Deutsch konnte und zur Verständigung auf das Latein angewiesen war. — So wie Enea sie sah, ist die Rheinbrücke bis 1902 erhalten geblieben; nur machte 1457 der hölzerne Pfeiler in der Mitte des Stroms einem steinernen Platz. Heute steht ausser einem Rest des Brückenhauses auf der Kleinbasler Seite nichts mehr von ihr. Eine Brückenkapelle ist schon für 1392 bezeugt; sie wurde aber 1478 ersetzt, und zwar durch das zierliche Bauwerk, das wir noch heute vor uns sehen, wenn auch nicht in der ursprünglichen Aufstellung und Ausstattung.

Von den beiden ungleichen Stadthälften behandelt Enea Kleinbasel nur kurz. Erwähnenswert findet er seine Lage in der Ebene, seine angemessen entwickelte Bebauung und seine Kanäle, die nach seiner Meinung dazu dienen, den Unrat aus den Gassen zu befördern; dass der aus der Wiese abgeleitete Kleinbasler «Teich» mit seinen Abzweigungen in erster Linie die Aufgabe hatte, Mühlen, Sägen, Schleifen, Oelen und dergleichen zu treiben, sah er nicht oder interessierte ihn nicht, wie er überhaupt die gewerbliche Tätigkeit der Basler kaum eines Blickes würdigt. Dass er die Theodorskirche und die stattlichen Frauenklöster St. Klara und Klingental nicht besonders erwähnt, kann nicht auffallen, da er auch die bedeutenderen kirchlichen Bauten Grossbasels nur mit einer kurz zusammenfassenden Charakteristik bedenkt; dagegen hätte sich ein Hinweis auf die Kartause nicht übel gemacht, da dort einige vornehme Konzilsmitglieder die letzte Ruhestätte gefunden hatten, wie noch heute ihre Grabplatten und Totenschilde in der Kirche, der heutigen Waisenhauskirche, bezeugen.

«Die andere Stadt», so fährt Enea fort, «schöner und prächtiger, erhebt sich auf einem Hügelpaar — dazwischen liegt ein Tal —, kunstvoll und wunderbar angelegt, so dass man in ihr überall eben zu gehen glaubt». Die Situation der damals wichtigsten Stadtteile Grossbasels ist damit treffend bezeichnet: wir sehen den Münsterhügel, wo der Bischof und die Domgeistlichkeit mit ihren Zugehörigen residieren, gegenüber die Terrasse, auf der sich die Peters- und die Leonhardskirche erheben und die reichen Geschlechter und Ratsherren mit Vorliebe ihre Sitze bauten, dazwischen das Tal des Birsigs, das die Handwerker bevölkern. Eneas letzter Satz mutet freilich seltsam an. So, wie er dasteht, kann er kaum etwas anderes besagen wollen, als dass dank einer genialen Strassenplanung die Höhenunterschiede nicht spürbar seien. Wie wenig diese

Behauptung der Wirklichkeit entspricht, weiss jeder, der einmal vom Marktplatz aus den einen oder den andern dieser Hügel erklommen hat. Auch dem Autor scheint der Satz später nicht mehr gefallen zu haben; im zweiten Aufsatz steht an seiner Stelle ein Kompliment für die geschickte Führung des Stadtbachs, des Birsigs: «Die andere Stadt ist ebenso schöner und prächtiger wie umfangreicher. Sie erhebt sich auf einem Hügelpaar. Der Bach dazwischen schwemmt alles Unsaubere weg; da er von verschiedenen Brücken auf Schritt und Tritt überdeckt ist, wird er kaum irgendwo in der ganzen Stadt sichtbar und unterbricht nirgends einen Verkehrsweg.» Damit ist der Birsig nach Funktion und topographischer Lage richtig beschrieben; immerhin lief er auf einer viel weiteren Strecke als heute völlig offen, so namentlich dort, wo ihn jetzt die Falknerstrasse überdeckt, und dass seinem Bett oft die fürchterlichsten Düfte entstiegen, weil er über den massenhaften Unrat nicht Herr wurde, den ihm die Anwohner zuhielten, das musste auch Enea in die Nase gestochen haben. Er verschweigt es taktvoll, oder er war wohl von Italien her an noch schlimmere Zustände gewöhnt. Denn — mochte er es aussprechen oder nicht — immer liegen seinen Urteilen die Verhältnisse in seiner Heimat zugrunde; diese begreifliche Einstellung erklärt in der Hauptsache auch die uns oft seltsam berührende Auswahl dessen, was ihm mitteilenswert erscheint. So war es gewiss die Erinnerung an die Lage toskanisch-umbrischer Orte einerseits, oberitalienischer anderseits, die ihn zu folgender Betrachtung veranlasste: «Die Stadt liegt weder auf der Kuppe eines Berges, von wo sie sich glänzend präsentierte, noch wiederum in der weitgedehnten Fläche einer Ebene, wo sie nach allen Seiten hin offen wäre. Sie scheute nämlich den beständigen Zug und die Windstösse und die Unbequemlichkeit für die Bewohner auf einem Berge oben, ebenso aber auch den Nebel und die Dünste der Niederung; nein — was das Ideale ist, die Mitte zwischen den Extremen, hat diese Stadt sich erkoren: sie vermied ebenso die Härte der Berglage wie die erschlaffende Luft der Ebene, verstand aber, sich an beiden Lagen zu beteiligen und sich die Vorzüge beider zu sichern, und erfreut sich deshalb eines wunderbar gesunden Klimas.»

Das Bild jeder mittelalterlichen Stadt beherrschen die Kirchen. Was Enea an solchen in Basel vorfand, steht grösstenteils noch heute, wenn auch mehr oder weniger verändert. Beseitigt wurden — abgesehen von noch unbedeutenderen Bauten — die Ulrichskirche an der Rittergasse (gegenüber dem Realgymnasium), die Kirchen der Augustiner (auf dem Areal des Museums für Natur- und Völkerkunde), der Johanniter (beim St. Johanntor), der Frauenklöster Gnadental (an der Stelle der Gewerbeschule) und St. Maria Magdalena an den Steinen (auf dem Areal des Stadttheaters), sowie das Langhaus des Frauenklosters Klingental; anderseits müssen wir uns dort, wo dank der Stiftung Christoph Merians seit 1864 die Elisabethenkirche steht, eine sehr bescheidene Kapelle denken. Die kirchlichen Gebäude hatten das Erdbeben vom 18. Oktober 1356 leidlich überstanden, obschon Türme gefallen, Mauern geborsten, Gewölbe eingestürzt waren, und inzwischen hatte man allerorts frisch aufgebaut, oder man war doch am Werk. Sehr gut hatte sich die Barfüsserkirche mit ihrem hochragenden Chor gehalten, ebenso die Predigerkirche; die Leonhardskirche und die Türme von St. Martin, St. Peter, St. Theodor waren bereits wieder errichtet. Nur an der Kirche des St. Albanklosters,

das der grosse Brand von 1417 schwer heimgesucht hatte, waren die Arbeiten im Rückstand, und auch das Münster bot einen unfertigen Anblick: erst der Georgsturm war ausgebaut, während der Martinsturm sich noch auf lange hinaus mit den zwei Glockengeschossen begnügen musste; der vom Beben zerstörte Chor war zwar neu gewölbt und der Hauptraum vorläufig eingedeckt, aber noch fehlte der Dachstuhl.

Die meisten dieser Kirchen waren den Konzilsvätern wohlbekannt: im Chor des Münsters fanden die Generalversammlungen und die Sessionen zur feierlichen Verkündigung der Beschlüsse statt; daneben, im Saal des Domkapitels über der Niklauskapelle, vereinigte man sich zu Beratungen aller Art; in den Klöstern der Prediger, Barfüsser, Augustiner und im Stiftsgebäude zu St. Peter tagten die einzelnen Deputationen, in die sich das Konzil gliederte; im Stift St. Leonhard wohnte der Konzilspräsident Cesarini. Vielleicht darum sah Enea davon ab, die Kirchen einzeln zu nennen und ihre Lage zu beschreiben; wahrscheinlicher ist, dass sie ihn nicht stark genug interessierten. So gibt er denn nur eine allgemeine Charakteristik, um dann freilich ein kurioses Detail, die Einrichtung der Kirchenstühle für die Frauen, mit unverhältnismässigem Wortaufwand hervorzuheben, wobei man nicht recht weiss, amüsiert er sich oder ärgert er sich.

«Die Tempel der Heiligen sind sehr schön. Aussen sind sie mit Stein von gar nicht übler Qualität verkleidet, obwohl ihnen der Marmor fehlt. Das Volk besucht sie überaus fleissig. Im Innern stehen kleine, dicht verschalte, hölzerne Zellen, in die sich je eine Frau mit ihren Mägden zum Beten einschliesst; jede lässt sich ihr Häuschen je nach Rang und Würde in der Weise errichten, dass bei den Vornehmen die Wände höher ragen als bei den Leuten aus dem Bürgerstand. So kriegt man von den einen überhaupt nichts zu sehen; andere strecken nur den Kopf heraus; die übrigen sind bis zu den Hüften sichtbar, wenn sie, nach römischem Brauch, sich beim Verlesen des Evangeliums erheben. In den Häuschen sind mehrere Gucklöcher ausgespart, damit sie die Messe können zelebrieren sehen. Eingeführt wurde dies wohl nur, weil die bittere Kälte sie dazu zwang. Dieselben Kirchen besitzen viele Reliquien, die höchste Verehrung verdienen. Die Ausstattung der Altäre und der Ornat der Priester ist weniger hervorragend; es fehlt auch an Gemälden, wie sie die Kirchen der italienischen Städte aufweisen, und nirgends verwerten sie antike heidnische Vorbilder, wenn sie in Malerei oder Skulptur einen Heiligen darstellen wollen. Silber und Gold freilich ist reichlich zu sehen, ebenso manch wertvoller Edelstein. Auch sind die Grabmäler des Adels und die Gräber der Bürger nicht ohne Schmuck: da hangen an den Mauern die Wappenschilder ihrer berühmtesten Leute; doch nur die Vornehmen dürfen solche anbringen, und ihre Anzahl richtet sich nach der Zahl der dort Begrabenen. Die Dächer der Kirchen sind meistens mit glasierten, bunt gefärbten Ziegeln eingedeckt, so dass sie, wenn die Strahlen der Sonne auf sie fallen, wundersam zu schimmern beginnen.»

Auch in der zweiten Beschreibung bleibt Enea bei den Kirchenstühlen der Baslerinnen eine geraume Weile stehen; dagegen lässt er kein Wort mehr über den mangelnden Schmuck des Kircheninnern fallen. Dies kann zweierlei Gründe haben. Wir wissen ja, dass Enea diesmal alles vermeiden wollte, was die Basler hätte beleidigen können; wir sehen aber, namentlich dort, wo er die Organisation der städtischen Behörden behandelt, dass er sich inzwischen auch besser orientiert hat. Was die Basler

Kirchen an Plastik und Malerei aufwiesen, konnte freilich dem verwöhnten Auge eines Italieners grösstenteils ärmlich und geschmacklos vorkommen; aber ausnahmslos nackt und kahl waren ihre Wände keineswegs. Dies bezeugen zur Genüge die ausgedehnten alten Wandmalereien in der Martins-, Peters- und Barfüsserkirche, die unsere Denkmalpfleger E. A. Stückelberg und Rudolf Riggenbach aufgedeckt haben. Und was den Schmuck der Altäre betrifft, so bot sich Enea wenigstens im Münster an den höchsten Festtagen Gelegenheit, auf dem mit der goldenen Tafel Kaiser Heinrichs II. geschmückten Hochaltar Kreuze und Monstranzen zu beschauen, die ihre Schönheit nicht bloss dem kostbaren Metall zu verdanken hatten. Aber allerdings, wenn er in seinem zweiten Aufsatz erstaunt feststellt: «Jede Gemeinde geht so fromm und fleissig zur Kirche, dass man nicht weiss, ob es mehr zum Rühmen oder zum Verwundern ist», so muss man vermuten, dass er selber sich damals die Kirchen lieber von aussen als von innen ansah.

Von Kapellen erwähnt Enea nur eine; diese jedoch findet er so bemerkenswert, dass er auch ihren Namen nennt. «Eine einzige Kapelle gibt es in der Stadt; sie ist dem Täufer geweiht. Hierhin flüchten sich oft Mörder und schuldbefleckte Menschen, weil sie Asyl gewährt; freilich finden sie keine dauernde, sondern nur befristete Sicherheit vor Strafe.» In dieser Bemerkung, die sich nur im zweiten Aufsatz findet, steht Richtiges und Falsches nebeneinander. Enea redet von der grossen Kapelle in der heute vollständig verschwundenen Niederlassung des Johanniterordens unmittelbar an dem Tor, das wie die zugehörige Vorstadt noch immer nach dessen Schutzpatron, Johannes dem Täufer, benannt ist; sie besass das Recht, Asyl zu gewähren, und übte eine offenbar starke Anziehungskraft auf flüchtige Missetäter aus, weil die Nähe der Stadtmauer und des Rheins einen Versuch zur endgültigen Rettung vor den Häschern besonders aussichtsvoll erscheinen liess. Jedoch stand dasselbe Recht auch der Martinskirche und den meisten Klöstern zu, erstreckte sich aber gerade nicht auf Mörder; und ferner gab es innerhalb der Stadtmauern noch ein gutes Dutzend anderer selbständiger Kapellen, wie in Grossbasel die Andreaskapelle auf dem noch heute nach ihr benannten Platz, die Antoniterkapelle in der St. Johannvorstadt, die Deutschherrenkapelle, deren Umfassungsmauern noch stehen (Rittergasse Nr. 23), die Johanneskapelle auf dem Münsterplatz (jetzt Nr. 2), die Elisabethenkapelle, in Kleinbasel die Niklauskapelle an der Rheinbrücke, freilich alles recht unscheinbare Gebäulichkeiten.

Unter den Profanbauten erwarten wir das Rathaus hervorgehoben zu sehen. Was jedoch Enea von ihm berichtet, bezieht sich nicht auf seine äussere Gestalt, sondern bloss auf seine Verwendung als Rat- und Richthaus. Neben den mächtigen Regierungspalästen, die Enea in Siena, Florenz und in Oberitalien zu Gesichte bekommen hatte, musste allerdings das Basler Rathaus eine sehr bescheidene Figur machen. Im Erdbeben zerstört, war es an der jetzigen Stelle nach 1359 errichtet worden, dürfte aber wenig repräsentativ gewirkt haben; jedenfalls beschloss der Rat gleich nach dem Eintritt der Stadt in den Bund der Eidgenossen, es durch einen Neubau zu ersetzen, dessen ältester Teil noch heute neben dem modernen Turm steht. Darf man einer später entstandenen Zeichnung trauen, so bestand schon zur Konzilszeit das Erdgeschoss des Vorderhauses aus einer dreitorigen, freilich damals noch etwas kümmerlichen Halle; im Obergeschoss

sprang zwischen zwei dreiteiligen Fenstern ein Erker vor; darüber erhob sich ein spitzer, von Zinnen gekrönter Giebel; angebaut war ein noch einfacheres Kanzleigebäude.

Auch von den Zunfthäusern, die sich namentlich an der Freienstrasse und an der Gerbergasse befanden, lässt Enea nichts verlauten; dagegen erwähnt er die Gesellschaftshäuser des Adels. «Die Vornehmen haben sich besondere Räumlichkeiten geschaffen, in denen sie, unter gleichmässiger Verteilung der Kosten, zu bankettieren pflegen; die einen sind für den Sommer, die andern für den Winter eingerichtet. Sie haben sich auch einen ausgedehnten Palazzo gebaut, wo sie oft Tanzereien abhalten; dazu laden sie die schönsten Frauen der Stadt ein. Diese erscheinen dann nach bestem Vermögen ausstaffiert mit Toiletten, Edelsteinen, Silber und Gold, als ob es zu einer glänzenden Hochzeit ginge. Ihre Tracht ist pompös und prächtig, nur für uns leider zu fremdartig. Kein Bürgerlicher darf dort mittanzen, er wäre denn eine politische Grösse oder ein hochangesehener Herr oder gälte als schwerreich.» Von den drei Trinkstuben der obersten Stände lag die eine, die Stube «zem Süfzen», oberhalb des Fischmarkts an einer Brücke, die über den Birsig führte, die zweite, die Stube zum Brunnen, an einem der vom Fischmarkt nach St. Peter hinaufführenden Gässchen; die dritte befand sich in der «Mücke» (jetzt Schlüsselberg 14). Diese dritte ist gewiss auch unter dem besonders erwähnten Palazzo (palatium) verstanden. Jedenfalls fehlte es dem Hause an Geräumigkeit nicht; berichtet doch ein Basler Annalist, dass im Jahre 1384 «uff der Mucken» ein Graf von Tierstein — er kam 1386 bei Sempach um — und der Vater des bei St. Jakob 1444 erschlagenen Burkart Münch «die stegen uff» geritten seien und «miteinander in der stuben uff pferden mit speren» gestochen, d. h. ein Turnier abgehalten hätten. Enea ahnte nicht, dass er im Jahre 1439 im gleichen Hause als Zeremonienmeister bei dem Konklave zugegen sein werde, das den Herzog Amadeus v. Savoyen zum Gegenpapst wählte. Als er bald nachher diesem Vorgang eine glänzende Schilderung zuteil werden liess, widmete er der «Mücke» folgende Worte: «Das Haus steht mitten in der Stadt, beim Platz vor der Kathedrale, und ist hoch und frei gelegen. Die Adligen hatten es einst für ihre Tanzereien gebaut, mit ausgedehnten Räumen oben und unten; den obern Stock hatten sie für den Winter bestimmt — er war nämlich heizbar —, den untern für den Sommer. Hier also glaubte man das Konklave abhalten zu können, und so wurde nun zum Bethaus, was ein Tummelplatz der Ausgelassenheit gewesen war, und zog die Reinheit ein, wo das Laster Triumphe gefeiert hatte.» Später kaufte die Stadt das Haus; wie noch heute die Inschrift über dem Portal zeigt, baute sie es 1545 völlig um.

Von andern Bauten zu Gemeinschaftszwecken berichtet Enea nichts. Es gab in der Tat auch so gut wie keine, die Erwähnung verdient hätten. Das Spital, welches damals einen Teil des Häuserblocks einnahm, durch den heute die Kaufhausgasse führt, bestand aus einer Reihe von Gebäulichkeiten, denen man ihre Hauptbestimmung, gebrechliche Arme, Irre und Waisenkinder billig unterzubringen, wohl deutlich genug ansah. Die Schulen waren Sache der Freiwilligkeit und begnügten sich mit primitiven Lokalitäten bei Kirchen, in Klöstern und in den Häusern der privaten Schulhalter. Wenn etwas noch bemerkenswert war, so vielleicht das Zeughaus am Petersplatz; denn da ein venezianischer Besucher aus jener Zeit in seinem Tagebuch notiert, er habe dort

66 Bombarden grossen Kalibers auf Lafetten gezählt, so muss das Gebäude eine gewisse Ausdehnung besessen haben. Der mächtige Bau freilich, der sich trotz jammervoller Vernachlässigung bis 1936 zu behaupten vermochte, um dann vom Kollegienhause der Universität verdrängt zu werden, entstand erst, nachdem Enea seine zweite Beschreibung abgeschlossen hatte.

Ausführlicher, wenn auch nicht stets mit der wünschbaren Klarheit und Sachlichkeit, spricht Enea von den Privathäusern. Nachdem er die Kirchendächer mit ihren glasierten Ziegeln gerühmt hat, fährt er fort: «Aehnliche Dächer haben viele Privathäuser; es ist darum wunderhübsch, die Stadt von oben anzuschauen und den Aufbau und Schmuck der Dächer zu betrachten. Sie sind stark geneigt, damit sie nicht etwa durch angehäufte Schneemassen zu stark belastet schliesslich einstürzen. Auf den Firsten hausen Störche; dort bauen sie das Nest und ziehen Junge auf; denn es gefällt ihnen in dieser Gegend sehr gut. Kein Mensch tut ihnen etwas zuleide, unbehelligt können sie gehen und kommen. Die Basler sagen nämlich, ein Storch, dem man ein Junges nehme, bringe Feuer ins Haus, und aus Angst davor lassen sie die Brut ungestört. Die Bürgerhäuser sind in allen ihren Teilen ausserordentlich hübsch und so sauber und gepflegt, dass auch Florenz keine schöneren hat. Alle präsentieren sich tadellos; die meisten sind bemalt ... Vorhöfe deuten auf die Vornehmheit der Häuser hin; was erst den Schmuck der Gebäude und Paläste betrifft, so scheint daran nicht das Geringste zu fehlen. Sind aber diese prachtvoll, so kann eine Stadt gar nicht hässlich sein.» Klarer drückt sich Enea im zweiten Aufsatz aus. Wieder erwähnt er den Glanz der bunten Ziegeldächer und die dem Italiener offenbar nur durch handgreifliche Zweckmässigkeitsgründe erklärbare Schonung der Störche und fährt dann fort: «Es ist nicht die Absicht dieser Schrift, die Reize aller einzelnen Gebäude zu schildern. Sie sind nämlich mehr auf das Praktische als auf Repräsentation angelegt, und wiewohl ihre Fassaden bemalt sind und die Bezeichnungen der Besitzer nicht fehlen, machen sie keinen protzigen und überheblichen Eindruck.» Enea hat mit dieser Beobachtung auf einem Einzelgebiet scharf erfasst, was wir gern als einen wesentlichen Zug baslerischer Art überhaupt betrachten; und doch ist seine Charakteristik des baulichen Zustandes der Stadt stark einseitig und kann offenbar nur für die Häuser der höheren Geistlichkeit und der wohlhabenden Bürger gelten.

Zu Beginn der ersten Beschreibung erzählt er: «Basel ist, wie man sagt, infolge wiederholter Erdstösse vor nunmehr 80 Jahren so gründlich zerfallen, dass keine hundert Häuser diese Katastrophe überdauerten. Dass dem so ist, beweist das jetzige Aussehen der Stadt: wie in einem Zuge vollkommen neu gebaut steht sie da; kein einziges Haus zeigt Spuren des Alters. Denn hatte eines dem Beben einst standgehalten, so fiel es später einer andern Katastrophe zum Opfer. Darum sieht man kein einziges altes, kein einziges baufälliges Haus.» Zweifellos hatte das Erdbeben und die unmittelbar folgende Feuersbrunst mit allen leichtgebauten Häusern gründlich aufgeräumt; aber was gleich nach 1356 neu erstanden war, blickte jetzt bereits wieder auf ein beträchtliches Alter zurück. Nicht klar ist, was Enea unter der «andern Katastrophe» versteht. Um die Richtigkeit seiner Darstellung zu retten, nimmt man meist an, er meine damit den grossen Brand, der am 5. Juli 1417, vom Barfüsserplatz ausgehend, an der Freienstrasse,

am Münsterplatz und bis zum St. Albankloster hinaus gegen 250 Häuser einäscherte, nachdem schon früher der Marktplatz, der Spalenberg und die Aeschenvorstadt ähnlich heimgesucht worden waren; doch scheint der Wortlaut eher dafür zu sprechen, dass Enea an eine Wiederholung der Erdstösse denkt. Wie dem auch sei — mindestens an den Strassen, die der Brand von 1417 verschont hatte, also namentlich in der dichtbesiedelten Region am Birsig bis hinunter zur Schifflände, auf der Terrasse des Petersbergs, in der Spalen- und der St. Johannvorstadt, in Kleinbasel muss Enea ganze Reihen Häuser gesehen haben, die aus den Jahren kurz nach dem Erdbeben stammten. Es bedeutet wohl keine Beleidigung der alten Baumeister, wenn man annimmt, dass an diesen Bauten die Zeit kaum so spurlos vorübergegangen sei, wie Enea behauptet. Er spricht eben als Südländer, dem eine Behausung noch lange gut genug ist, wenn wir Ordnungsfanatiker sie längst eine verlotterte Baracke schelten.

Ueber die Bauart der kleinbürgerlichen Häuser, die auch in Basel die Mehrzahl ausgemacht haben, erhält man Aufschluss durch die baupolizeilichen Verfügungen, die der Rat nach dem Brand von 1417 erliess. Damals bestimmte er u. a., wie weit das Dach und die obern Geschosse in die Strasse hinausragen und wieviel Platz die Ladenanbauten und Verkaufsbänke beanspruchen dürften; er verlangte, dass die Holzwände durch solche aus Kalk oder Lehm und die Schindeldächer durch solche aus Ziegeln ersetzt würden, und verbot, die bestehenden Häuserparzellen in kleinere Teile zu zerlegen. Ein Beispiel für die Bauweise, die trotzdem möglich war, finden wir unten am Rheinsprung: die jetzt modernisierten Fachwerkhäuslein Nr. 2 und 8 werden 1436 und 1438 als Neubauten erwähnt, und zweifellos aus derselben Zeit stammen Nr. 4 und 6. Mochten auch nicht alle Handwerkerwohnungen so knapp bemessen sein — 2,5 m Tiefe im Erdgeschoss! —, so steht es doch in Häusern wie Münsterberg 13 und 15, Petersgasse 50 und 52, Spiegelgasse 6, Rheingasse 70 und 72, Heuberg 50 und ähnlichen mit ihren schmalen Fronten nicht viel besser. Dass aber derart bescheidene Wohngebäude an keinem Strassenzug fehlten, zeigt ein Blick auf den Merianischen Stadtplan. Es fällt schwer zu glauben, dass sie alle das Lob verdienten, das Enea spendet. Insbesondere werden die Dächer bald gezählt gewesen sein, auf denen die teuren buntglasierten Ziegel funkelten; hatte doch der Rat noch im Jahre 1437 längst nicht alle Hausbesitzer dazu gebracht, ihre Schindeln nur schon durch normale Ziegel zu ersetzen. Freilich konnte Enea derlei ruhig behaupten: wo waren die Konzilsherren, die es gelüstete, gleich ihm auf einen Kirchturm zu klettern und von dort seine Schilderung zu kontrollieren?

Dagegen glaubt man Enea gern, dass die Höfe des Adels und die Häuser der reichen Kaufleute sich stattlich ausnahmen, obwohl der Vergleich mit den Palazzi der vornehmen Florentiner denn doch zu hoch greift. Erhalten hat sich davon so gut wie nichts; nach der Ansicht von Fachleuten datieren bloss Stücke wie der Keller, der Dachstuhl und die Umfassungsmauern des Hauses Nadelberg Nr. 6 sowie ein Teil des Saalbaus dahinter aus dem 15. Jahrhundert. Aber wenigstens von den Ausmassen solcher Gesesse gibt die ganze Gruppe Nadelberg 4 bis 10 oder das Haus Stapfelberg 9 oder Schlüsselberg 5 eine Vorstellung. Auch die Bemerkungen über die Malereien an den Häusern dürften stimmen: zahlreiche Namen von Liegenschaften, die schon für das 15. Jahrhundert bezeugt sind, kommen offenbar von den bildlichen Darstellungen an ihrer Aussenwand

her, und Spuren der originalen Fassadendekorationen sind am Bischofshof, der freilich erst in der Mitte jenes Jahrhunderts gebaut wurde, bis zur Renovation (1921/22) sichtbar geblieben, so dass man sie nur aufzufrischen brauchte.

Viel besser als die Häuser pflegen die Strassenzüge einer Stadt die Jahrhunderte zu überdauern. So ist es auch bei uns, trotz allen Korrektionen und Verbreiterungen: noch heute fände Enea ohne weiteres den Weg vom Münsterplatz zum Petersplatz, zum St. Johanntor, zur Kartause wieder; nur würde er namentlich beim Rathaus und von dort zur Schifflände sowie zur St. Johannvorstadt hinauf manches Gässchen, manchen heimeligen Winkel vergebens suchen, während er eine neue breite Strasse, die Falknerstrasse, dort vor sich sähe, wo zu seiner Zeit und bis ans Ende des 19. Jahrhunderts der offene Birsig zwischen höchst malerischen Hinterfassaden meist träge dahinfloss.

Vom Zustande dieser Strassen weiss Enea folgendes zu berichten: «Die Gassen sind weder schmal noch ungehörig breit; Fuhrwerke kommen bequem nebeneinander vorbei. Trotz dem starken Wagenverkehr vermag der Eisenbeschlag der Räder das Pflaster nicht zu beschädigen: wohin man geht, überall sehen die Strassen gepflegt aus. Auch der Regen setzt ihnen nicht stark zu, wiewohl es in dieser Stadt sehr oft regnet.» Aehnlich heisst es in der zweiten Beschreibung, die Gassen seien weder eng noch anmassend breit; sie hätten einen Steinbelag, dem die Wagenräder nichts anhaben könnten, dessen Härte aber leider den Füssen wehe tue. Halten wir neben diesen Hymnus die anderweitig überlieferten Nachrichten, so müssen wir uns über die Anspruchslosigkeit des Italieners wundern. Die Pflästerung mit behauenen Rheinkieseln, die der Rat unter Kostenbeteiligung der Anwänder seit 1417 allmählich hatte vornehmen lassen, muss ihm dermassen imponiert haben, dass er alles übersah, was jeden Verkehr auch auf einer gepflästerten mittelalterlichen Strasse zu einem hindernisreichen Unternehmen machte, ganz zu schweigen von den Verhältnissen in den Gassen ohne festen Belag. Immer wieder hatte der Rat dagegen einzuschreiten, dass die Handwerker auf der Strasse arbeiteten, Steine, Bretter, Fässer dort aufstapelten oder sich mit den Ladentischen zu weit hinauswagten, dass Schweine, Gänse, Hühner, Hunde kreuz und quer über die Strasse liefen, dass man Misthaufen vor den Häusern anlegte, Unrat und Abfälle kurzerhand zu den Fenstern hinauswarf, das Abwasser der Küchen auf die Gasse leitete; allgemein üblich war es, den Regen nicht in Käneln aufzufangen, sondern frei abströmen zu lassen. Trottoirs gab es nicht, ebensowenig eine regelmässige Strassenreinigung; bei festlichen Empfängen und Umzügen gebot daher der Rat den Hausbesitzern, sie sollten vor ihren Liegenschaften «rumen und sufer machen und mit grass zetten (Gras streuen), die strassen ouch mit hübschen tüchern bedecken». Einen solchen Befehl erteilte er z. B., als er den Bürgern das Programm für die Krönung des zum Papst gewählten Herzogs von Savoyen und für die anschliessende Prozession bekannt gab; der Zug, an dem auch Enea teilnahm, bewegte sich am 24. Juli 1440 vom Münsterplatz durch die Rittergasse, dem St. Albangraben entlang, die Freiestrasse hinab, neben dem Rathaus vorbei, durch die Stadthausgasse dem Blumenrain zu, dann hinauf zum Predigerkloster, wo der Papst die Nacht verbrachte; am andern Morgen ging es durch die Petersgasse, über den Nadelberg, den Spalenberg hinunter, die Gerbergasse hinauf, zur Barfüsserkirche und den Münsterberg hinauf wieder zum Münster.

«Auch Plätze haben sie», so fährt Enea fort, «die nicht zu verachten sind. Da treffen sich die Bürger, da kauft man sich seine Geräte und Waren aller Art, da tauscht man Produkte aus und betätigt man Geschäfte. Da stehen hübsche Brunnen, die sauberes, köstliches Wasser spenden. Solche finden sich ausserdem zahlreich in allen Gassen: kaum Viterbo in Etrurien erfreut sich so reicher Wasserleitungen. Denn wer in Basel die Brunnen aufzählen wollte, müsste gleich auch die Häuser zählen.» Als Verkaufsplatz für alles Mögliche hatte sich an Stelle des Münsterplatzes namentlich seit dem Konzil der Kornmarkt vor dem Rathaus entwickelt, wo stets mit Getreide, Wein und Holz gehandelt worden war; reges Marktleben herrschte aber auch vor dem Barfüsserkloster, und der Fischmarkt machte seinem Namen noch alle Ehre. In den Zeiten der Warenhäuser, der Dezentralisation des Lebensmittelhandels und der Hausspedition hat man Mühe, sich den mannigfaltigen Betrieb auf mittelalterlichen Marktplätzen vorzustellen; es war aber schon so: wer nicht Selbstversorger war, kam nicht darum herum, sich auf dem Markt das Benötigte zu holen. Wie Enea richtig bemerkt, sprudelte auf allen diesen Plätzen frisches Wasser; eine amtliche Zählung aus den Jahren zwischen 1440 und 1450 kommt auf gegen vierzig öffentliche Brunnen. Erhalten hat sich am alten Standort derjenige des Fischmarkts, freilich schon 1468 umgebaut und heute durch die Strassenführung um seine Wirkung gebracht; von den Strassenbrunnen stammt der St. Urbansbrunnen am Blumenrain aus dem Jahre 1448, der St. Jakobsbrunnen in der Aeschenvorstadt von 1453; sie und verschiedene andere haben aber höchst wahrscheinlich einfach ältere Stücke ersetzt. Dagegen übertreibt Enea, wenn er andeutet, jedes Haus habe seine eigene Zuleitung. Dies mag für Adelshöfe und für grössere Bürgerhäuser zutreffen; in den kleinen Parzellen der Innenstadt jedoch war für laufende Brunnen kein Raum. Die oben genannte amtliche Zusammenstellung weiss denn auch nur von zweiundzwanzig Brunnen in Klöstern, im Spital und in Privathäusern.

Ein überaus freundliches Bild entwirft Enea von den Plätzen, die nicht dem Handel dienten. «Ausserdem», sagt er, «gibt es in der Stadt viele frische Rasenplätze, die mit grünenden Bäumen bestanden sind. Das Gras verbreitet wohliges Behagen, und Eichen und Ulmen, deren Aeste schon früh in die Breite gezogen wurden, spenden kühlenden Schatten, so dass es bei starker Hitze — der Sommer dauert zwar nicht lange — ein herrliches Vergnügen ist, sich hieher zurückzuziehen und den Strahlen der Sonne zu entrinnen. Hier kommt die ganze Jungmannschaft zusammen, wenn sie ein Fest feiern und dabei tanzen und spielen wollen. Hier laufen, ringen und schiessen sie «beflügelte Pfeile», reiten sie Rosse zu und lehren sie traben und springen; andere üben sich im Speerwerfen; manche protzen mit ihren starken Armen, indem sie Steine stossen; viele treiben ein Kugelspiel, freilich nicht nach italienischer Art: auf einer Bahn stecken sie einen eisernen Bogen ein, und dann sucht jeder seine Kugel durch diesen Bogen zu bringen; sie schlagen sie mit einem Holz und werfen sie nicht mit der Hand. Wer sonst noch da ist, singt oder flicht Kränze für die Spieler. Derlei gemeinsame Anlässe sind häufig. Auch Frauenzimmer fehlen dabei meistens nicht: da tanzen sie Reigen und singen zur Laute und findet sonst noch allerhand statt, wovon ich an anderm Ort mehr sagen will.» Wiederum übertreibt Enea, wenn er solche Szenen auf vielen Plätzen will gesehen haben. Wohl standen auch an der Nordseite des Münsters und vielleicht auf der

Pfalz einige Lindenbäume beisammen; aber von Sportbetrieb und häufigen Tanzereien an dieser Stätte kann keine Rede sein: dazu stand nur der Petersplatz zur Verfügung. Er freilich mit seinen Linden und einer gewaltigen Eiche, die bis 1632 lebte und als eine der Sehenswürdigkeiten Basels galt, war tatsächlich Promenade, Festplatz und Stadion zugleich. Geschossen wurde dort, wie Enea mit einem aus Vergil entlehnten Ausdruck richtig sagt, von den Stachel- d. h. Armbrustschützen, nach denen noch heute das später errichtete Fachwerkhaus Petersplatz Nr. 10 benannt ist; den gefährlicheren Büchsenschützen hatte der Rat einen Schiessplatz im innern Stadtgraben bei St. Leonhard eingerichtet. Von einer Renn- und Hindernisbahn für Pferde scheint nichts bekannt zu sein; trotzdem mag Eneas Angabe sehr wohl stimmen. Unwahrscheinlich und gar zu süsslich mutet dagegen die Schilderung der Zuschauer an, die singen und den Siegern beim Kugelspiel — offenbar einer Art Croquet — Kränze flechten; wenn es echte Basler waren, so werden sie eher den Spielverlauf kritisiert und die aktiven Teilnehmer bewitzelt haben. Auch über Tänze der Bürgerschaft schweigen die Akten und Chroniken; doch vermerken sie eine vornehme Tanzpartie, welche im Juni 1445 stattfand, als Margarethe v. Savoyen, die verwitwete Tochter des zum Papst gewählten Herzogs, mit ihrem Neffen und einem grossen Gefolge zehn Tage in Basel rastete, bevor sie ihrem neuen Gatten den Rhein hinunter entgegenfuhr. Dass sich die Baslerinnen im lauschigen Schatten der Bäume nicht sehr steif benahmen, lässt Enea in seinem letzten Satz durchblicken; doch ist eine Schrift über dieses Thema nicht bekannt, und im zweiten Aufsatz verlautet davon kein Wort mehr.

Und nun noch etwas vom Wichtigsten für eine mittelalterliche Stadt. «Die Mauern und ihre Türme», erzählt Enea, «zeigen weder solche Ausmasse, dass man meinen könnte, die beiden Städte seien furchtsam oder trauten der Stärke ihrer Truppen nicht, noch auch ist die Befestigung so schlecht imstande, dass man ihnen Leichtsinn und Fahrlässigkeit vorwerfen müsste. Immerhin verfügen sie über einen doppelten Mauerring; denn um die Innenstadt und um die Vorstädte zieht sich je eine eigene Mauer samt Graben.» Und in der ersten Beschreibung führt er aus: «Die Mauern und ihre Türme würden freilich schweren Angriffen und Belagerungen, wie man sie aus den italienischen Kriegen kennt, vermutlich kaum widerstehen; sie sind nämlich niedrig, und das Mauerwerk ist wenig dick... Die Innerstadt schützt ein besserer Mauerzug, umgeben von einem Graben, dessen Wände allenthalben mit Ziegelsteinen gefüttert sind, die einst Deckplatten auf Gräbern von Juden gewesen waren: alle sind mit hebräischen Buchstaben beschrieben, welche die Grabschrift für die einzelnen Toten bilden. Das beweist, dass auch in dieser Stadt, wie in Italien, einmal viele Juden gelebt haben; als man sie dann endlich vertrieben hatte, mussten sich die Grabsteine zu genanntem Dienste bequemen.»

Wo sich Grossbasels doppelter Mauerring erhob — von Kleinbasel redet Enea nicht — ist leicht zu erkennen. Nicht als ob sehr vieles erhalten wäre: aus dem Boden ragt vom innern Ring im wesentlichen nur noch der in den Lohnhof eingebaute viereckige Turm am Kohlenberg und ein halbrundes Türmchen am Petersgraben (Nr. 43), vom äussern der Mauerzug im St. Albantal mit zwei Türmen — der Letziturm am Rhein stammt erst von 1676 — und die Tore am Ausgang der St. Alban-, Spalen- und

St. Johannvorstadt, alle drei freilich mehr oder weniger verändert, zwei durch hässliche moderne Dächer entstellt. Dennoch steht der Verlauf beider Befestigungsanlagen unzweideutig fest. Die innere, spätestens im Jahre 1206 bestehende Mauer ging vom Rhein (unten an der jetzigen Wettsteinbrücke) dem heutigen St. Albangraben, Steinenberg, Kohlenberg, Leonhardsgraben, Petersgraben entlang hinunter an den Rhein; die äussere, 1361 begonnen, 1398 vollendet, zog sich auch um die Vorstädte mitsamt Aeckern, Wiesen, Rebland und Baumgärten und stand auf der Linie Rhein, St. Albantor, St. Albananlage, Elisabethenanlage, Steinentorberg, Heuwage, Steinengraben, Schützengraben, Spalentor, Spalengraben, Bernoullistrasse, Klingelbergstrasse, Schanzenstrasse, Spitalstrasse, Johanniterstrasse, St. Johannvorstadt, St. Johanntor, Rhein. Dazu kam noch die streckenweise durchgeführte Befestigung des Rheinbords mit dem Rheintor beim Ansatz der Brücke. Beiden zinnenbewehrten Mauerzügen entlang lief ein trockener Graben; den Uebergang über den innern sperrte ein Tor beim Eingang der Rittergasse, beim Beginn der Freienstrasse, vor dem Barfüsserplatz, vor dem Eingang zum Spalenberg und vor dem Blumenrain; die Einmündungen der Landstrassen an der äusseren Mauer bewachten das St. Albantor, das Aeschentor am Eingang zur Vorstadt, das Steinentor vor der Steinentorstrasse, das auch den Birsigeinlass behütete, das Spalentor, das St. Johanntor. Aber so stattlich sich diese Fortifikation ausnahm — die äussere zählte 1099 Zinnen und 41 Türme und dehnte sich mit ihren Aus- und Einbuchtungen fast 4 km lang hin — so sehr dürfte Enea mit seinem Zweifel an ihrer Widerstandsfähigkeit recht gehabt haben. Die innere Mauer war meist in die angebauten Häuser einbezogen, der Graben von den Anwändern als Gärtchen oder Werkplatz hergerichtet worden. Etwas besser stand es mit der Bereitschaft des äusseren Rings. Aber dass seine Mauern wenig solid waren, zeigen die immer wieder erforderlichen Reparaturen und beweisen auch die bestehenden Reste, die weder in der Art des Mauerwerks noch in der Dicke auf Qualitätsarbeit schliessen lassen.

Was Enea von den jüdischen Grabsteinen berichtet, bestätigt Wurstisen in seiner Basler Chronik, und noch 1658 fand der Epitaphienforscher Pfr. Tonjola im innern Stadtgraben ihrer 575; sie stammten vom Judenfriedhof (am Petersplatz), der im Zuge der bestialischen Judenverfolgung von 1349 verwüstet worden war.

Vergleicht man die beiden Stellen, in denen sich Enea über die Befestigungen Basels ausspricht, so ersieht man, wie elegant er im zweiten Aufsatz seiner Kritik die Spitze abzubiegen und sie geradezu in ein Lob zu verwandeln versteht. Es mag wohl sein, dass eben jene abschätzige Bemerkung im ersten Aufsatz die Basler an einem empfindlichen Punkte getroffen hatte; und doch war er auch dort bemüht gewesen, seinem Tadel sofort ein saftiges Kompliment folgen zu lassen. Oben wurde es nicht mitgeteilt, weil es die sachlichen Ausführungen unterbricht; da es aber besonders charakteristisch ist für die Tendenz unseres Berichterstatters, allem eine gute Seite abzugewinnen und alles zu verklären, so mögen diese schönen, ach nur allzu schönen Sätze den Abschluss unserer Bemerkungen bilden. «Doch glauben sie, die Stärke eines Staatswesens beruhe auf der Eintracht der Herzen. Denn wenn die Bürger einmütig sind, vermag sie keine Uebermacht der Feinde zu bodigen; wenn sie sich aber streiten, so unterliegen sie dem ersten besten Angriff. Die Vaterlandsliebe nämlich baut die allerstärksten Bollwerke, und

diese sind hier mächtig gross: da gibt es keine politischen Händel, kein Mensch murrt gegen die Regierenden; da stirbt man lieber für die Freiheit, als dass man sich besiegen liesse.»

Beide Beschreibungen Basels durch Enea Silvio sind nur in je einer Handschrift überliefert; diese befinden sich auf der Basler Universitätsbibliothek. Abgedruckt wurde die erste u. a. in dem Sammelwerk Concilium Basiliense, Bd. V (1904); übersetzt wurde sie zuletzt von M. Mell, Enea Silvio Piccolomini, Briefe (Jena 1911), nicht ohne Missverständnisse. Die Erstausgabe der zweiten erfolgte durch Eduard Preiswerk in der Basler Zeitschrift, Bd. IV (1905); vollständig übersetzt ist sie meines Wissens nicht. Beide Beschreibungen habe ich im Originaltext — ohne die Einleitungen — mit kurzem Kommentar in meiner Basilea Latina (1931) abgedruckt.

Ueber Enea Silvio schrieb das klassische Werk Georg Voigt (Berlin 1856 ff.; drei Bände); weitere Literatur findet man bequem im Zettelkatalog der Universitätsbibliothek.

Ueber Eneas Beziehungen zu Basel berichtet Rud. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, Band 1, S. 511 ff. und Bd. 2, S. 550 ff. Leider unterliess es dieser berufene Forscher, dem Gerede von Pius II. als dem «Gründer» der Basler Universität bei dieser Gelegenheit einmal auf den Leib zu rücken, und spielt selber mit der romantischen Vorstellung, der Papst habe, in Erinnerung an seine goldenen Jugendjahre, aus persönlicher Güte und als allgewaltiger Gönner den Baslern ihre Universität gegründet. Pius II. hat unsere Hochschule durchaus nicht so gegründet oder gestiftet, wie man von der Gründung einer Institution oder der Errichtung einer Stiftung spricht. Weder ging die Idee von ihm aus, noch hat er irgendwelche Opfer an Geld oder Arbeit für die Anstalt gebracht; seine Mitwirkung bestand aus einem bloss formellen Akt, durch den der Universität zwar bestimmte für ihren Betrieb erwünschte Rechte kraft päpstlicher Autorität verliehen, aber dem städtischen Rat die Sorgen um die materiellen Grundlagen und um die Organisation keineswegs abgenommen wurden. Ebensowenig bewies er damit den Baslern eine besondere Gunst; von jedem andern Papst hätten sie um Geld und gute Worte die gleichen Rechte auch erhalten. Was er tat, hatten seine Vorgänger für zahlreiche andere Orte und hat er selbst auch für die ihm völlig unbekannten Städte Ingolstadt und Nantes getan: es waren Gnaden, die ihn nichts kosteten und seiner Kanzlei Gebühren einbrachten. Dass er diese den Baslern grossmütig erlassen hätte, ist weder bekannt noch bei dem traurigen Stand seiner Kasse wahrscheinlich; dagegen steht fest, dass der Rat mit seinem Wunsch, eine Reihe kirchlicher Pfründen für Universitätszwecke verwenden zu dürfen, bei der apostolischen Finanzbehörde, die an denselben Pfründen interessiert war, enttäuschend wenig Gehör fand.

Für meine begleitenden Bemerkungen benützte ich vor allem folgende Werke: R. Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel, Bd. I. und II. 1. 2 (1907. 1911. 1916); [K. Stehlin und P. Siegfried] Das Bürgerhaus in der Schweiz, Bd. XVII (Kanton Basel-Stadt, 1. Teil; 1926); G. Burckhardt, Basler Heimatkunde, Bd. II (1927); [C. H. Baer und andere] Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt, Bd. I (1932) und III. (1941).

Ausgezeichnete Illustrationen, dazu sehr beherzigenswerte Einführungsworte an die Adresse von Behörden und Hausbesitzern, bietet H. Eppens, Baukultur im alten Basel [1937].

Wie man eigentlich das Bild der Stadt zu einer bestimmten Zeit für die Nachfahren beschreiben müsste, hat D. A. Fechter im sog. Erdbebenbuch (Basel im 14. Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur 5. Säcularfeier des Erdbebens am S. Lucastage 1356, herausgegeben von der Basler Historischen Gesellschaft. 1856) durch seinen Beitrag «Topographie mit Berücksichtigung der Cultur- und Sittengeschichte. Nebst einem Plane der Stadt» eindrücklich gezeigt. Doch setzt ein solches Unternehmen ein grosses Erzählertalent, ungewöhnliche Arbeitskraft und langjährige Vertrautheit mit einem gewaltigen Stoffmaterial voraus, Eigenschaften, die der Verfasser vorstehender Zeilen leider nicht besitzt.